

Umschau

DAS CHRISTENTUM UND DIE WELT

In ihrer Doppelnummer August-September 1946 sucht die bekannte französische Zeitschrift „Esprit“ das Verhältnis zwischen christlicher und moderner Welt durch eine Umfrage zu klären. Neben vielen überzeugten Christen, Katholiken wie Protestanten, kommen auch einige Ungläubige, darunter Rationalisten und Kommunisten, zu Wort. Daraus folgt, daß sich so ziemlich alle Ansichten, zu denen man sich in dieser Frage bekennen kann, geltend machen, angefangen von der Meinung, daß das Christentum ein überholtes Überbleibsel der Vergangenheit sei, bis zu der Überzeugung, daß die heutige Welt nicht bestehen könne, weil sie von Anfang an auf falschen, unchristlichen Grundlagen aufgebaut war. Ebenso denken die einen, zwischen Christentum und Welt sei der Gegensatz unüberbrückbar und man solle sich darüber freuen, daß das in unserer Zeit so klar heraustritt. Andere glauben, es sei die Aufgabe der Kirche, in jedem Zeitalter die christlichen Auffassungen und Werte in der Welt geltend zu machen; ein unüberwindlicher Gegensatz trenne die Kirche von der Welt nur im Sinne der Macht des Bösen. Denis de Rougemont etwa sagt: „Jedemal wenn man meint, die Kluft zwischen der Kirche und der Welt sei ausgefüllt, täuscht man sich über die Aufgabe der Kirche wie über die Natur der Welt.“ (S. 188.) Anpassung der Kirche an die Welt könne nur ein Skandal sein, meint der bekannte Romanschriftsteller François Mauriac; trotz alles Redens über die Verbürgerlichung der Kirche sei diese immer noch die Kirche der Armen.

Abgemessener ist der Beitrag von Etienne Gilson, obschon auch er den Gegensatz zwischen beiden Mächten nicht überdecken will. Auch nach ihm ist die Frage nicht neu; denn zu jeder Zeit hat der Christ in einer „modernen“ Welt gelebt. Es wäre nach seiner Meinung ein tödlicher Irrtum, wollte die Kirche ihre Hauptaufgabe darin sehen, die soziale Gerechtigkeit und das irdische Glück herbeizuführen, wenn sie auch aus Nächstenliebe nicht teilnahmslos an diesen Bestrebungen vorübergehen kann. Aber die Verwirklichung des allgemeinen Wohlstandes würde das innere Elend des Menschen nur noch krasser hervortreten lassen. „Das

Christentum erwartet den Menschen am Ende seines Weges zum Glück, um ihn über sein Glück zu trösten“ (S. 193), und nur die Botschaft Christi stände in einer vollendeten Welt zwischen dem Menschen und der Verzweiflung. Das Evangelium bringe uns eine neue Freude, die kein Reichtum schenken kann, die Freude der Gottes- und Bruderliebe in Christus. Das Christentum ist eine dauernde religiöse Revolution. Es wäre Einbildung — diese Feststellung hat besonderes Gewicht im Munde des Geschichtsschreibers der mittelalterlichen Philosophie — zu glauben, daß es einmal eine Zeit gegeben habe, wo diese Revolution gelungen war. Aber weil das Christentum religiös revolutionär ist, kann es sozial konservativ sein. Mit dem Staate wird es sich nie aussöhnen können, ohne sich zu versklaven; die geistige Freiheit des Christentums ist eine so schreckliche Kraft, daß kein Staat den Versuch unterlassen wird, sie unschädlich zu machen, sehr oft unter dem Vorwand, der Kirche eine Stütze bieten zu wollen. Das Werk der Kirche ist nie vollendet, weil die, an denen sie ihr Werk getan hat, die Erde verlassen und ein neues Geschlecht heraufzieht, das aufs neue zu heiligen ist. So kann man meinen, sie habe vergebens gearbeitet und ihre Kraft sei erschöpft; aber der Eindruck ist falsch.

François Villaneau bemerkt, daß zu jeder Zeit die wahrhaften Christen, die ihren Glauben restlos zu leben versuchten, selten gewesen seien. Die Menge habe vom Christentum das angenommen, was sie wenig kostete, und den Rest den Heiligen überlassen. Brice Parain weist andererseits auf die Tatsache hin, daß die revolutionären Parteien doch in ihrem Unternehmen gescheitert seien, da sie ja mehr Unglück als Wohltaten gebracht hätten; es müsse also in ihren Grundlagen etwas nicht richtig sein. Der Kommunist Georges Mounin dagegen glaubt, daß seit Beginn der Neuzeit ein neues Weltverständnis der Kirche ihre alte Stellung streitig macht, wo sie allein die Erklärung für alles darbot; diese neue Erklärung durch die Wissenschaft, so meint er wie noch so manche seiner französischen Parteigänger, die hier offenbar etwas rückständig sind, sei mit dem Glauben unvereinbar; auch auf sozialem Gebiet begnüge sich die Kirche, die Fortschritte schließlich

anzuerkennen und zu segnen, die sie durch ihren Widerstand nicht habe verhindern können. Dennoch fügt er hinzu: „Was die Frage betrifft, ob der Marxismus auf der ideologischen Ebene das Christentum ersetzen könne, so bitte ich unsere christlichen Freunde, doch nicht derart wenig auf ihre eigenen Waffen zu vertrauen, die da sind Gewissen und Geduld, die Waffen des Geistes.“ (S. 216.)

Die Hochachtung vor dem echten Christen spricht auch aus anderen Zuschriften von solchen, die dem Christentum fernstehen oder es gar feindlich ablehnen. Öfter hört man Stimmen, nach denen die Schwäche des heutigen Christentums daran läge, daß es eine zum Tode verurteilte Ordnung mit seinen Waffen verteidigt, als ob sie ihm wesentlich sei. So wirft der russische Religionsphilosoph Berdjajew dem Christentum vor, es sei zur Vergangenheit hingewandt statt zur Zukunft; es müsse mit den überlebten Formen der Philosophie (mit der griechischen und mittelalterlichen Philosophie wie dem vorkantischen Rationalismus) brechen und sich von den neuen Strömungen befruchten lassen, worunter er vor allem die Existentialphilosophie versteht, deren Vertreter er ist. Auch Abbé Pierre betont die Notwendigkeit, daß die Kirche dem Volke wieder ein umfassendes Gesamtbild der Welt zu bieten vermöge, wo der Gläubige auch seinen Platz sieht und das Bewußtsein hat, an einem gemeinsamen Werk mitzuarbeiten. Andere wenden sich gegen Organisationsaufgaben, die sie für veraltet betrachten, wie z. B. Marie-Josèphe Rustan, die es für unmöglich hält, den modernen Menschen in der Kirche zu halten ohne eine tiefgehende Erneuerung des religiösen Klimas und der überlieferten Formen der Pfarrei. Vor allem betont man aber, daß der Arbeiter nicht den Eindruck haben dürfe, die Kirche vertrete einseitig die Interessen einer Klasse, und daß eine soziale Reform ihm ein Dasein schaffen müsse, wo er wieder Interesse für Religion und Gottesdienst haben könne, während er jetzt von dem Kampf ums Dasein völlig in Anspruch genommen sei. Der Arbeiter ist praktischer Materialist, meint der Banlieue-Pfarrer G. Michonneau. Er verzichtet auf die Religion, weil er dafür keine Zeit hat. „Die Religion gilt ihm als ein Luxus für Reiche oder als Zeitvertreib für Müßiggänger, wenn er sie nicht für einen Popanz hält, mit dem man seinen Kindern heilsame Furcht einflößen kann. Er hat keine Minute zu verlieren mit Zeremonien, von denen

er nicht das geringste versteht, die seinem Leib keine Nahrung bieten, und sicher ebensowenig seinem Geist und seinem Herz“ (S. 232 f.). Doch findet er auch unter ihnen viele natürliche Tugenden, die zur Hoffnung für die Zukunft berechtigen. Auch die Umstellung des Denkens vom Nationalen zu den Dimensionen des Internationalen wird nach seiner Ansicht die Stellung der Kirche verbessern. Doch sind sich die verschiedenen Mitarbeiter nicht einig, wie weit sich die Kirche unmittelbar ins Soziale einlassen soll, ob sie Programme aufstellen und sie durch christliche Parteien vertreten lassen solle oder ob es nur ihre Aufgabe sei, wahre Christen heranzubilden, die dann von sich aus ihre Haltung nach eigenem Ermessen auf dem sozialen und politischen Felde verwirklichen werden, ohne die Kirche selbst für ihr Tun verantwortlich zu machen. Man hat nicht den Eindruck, daß diese schwerwiegende Frage wirklich geklärt werde. Das gleiche ist zu sagen von der Art, wie die rein weltlichen Werte zu verchristlichen seien.

Erfreulich ist es festzustellen, wie gerade von den Laien immer wieder die Treue zu den christlichen Grundsätzen und die Notwendigkeit eines regen persönlichen innerlichen Lebens betont wird. Wir führen nur die Meinung von Marcel Moré, dem Mitherausgeber der neuen Zeitschrift „Dieu vivant“, an, in der Gelehrte der verschiedensten Überzeugungen die religiösen Fragen untersuchen und besprechen: So sehr der Christ sich für das Zeitliche verantwortlich fühlen muß, wir dürfen doch nie vergessen, daß das Christentum ein übernatürliches, transzendentes Leben bedeutet, und daß wir den Himmel durch Gebet, Buße und Tugendübung verdienen müssen. Nur der innere Geist kann alles beseelen, und selbst liturgische Reformen würden die hl. Messe für denjenigen nicht kurzweilig machen, dem die innere Frömmigkeit fehlt. Den Grund der heutigen Entfremdung weiter Kreise erblickt Moré darin, daß unserer Zeit weithin der Sinn für das Geheimnis abhanden gekommen ist, und daß ihre ganze Struktur eine Änderung in diesem Punkt sehr schwierig macht. „Die Handwerksarbeit ließ dem Menschen die Fähigkeit für Nachdenken, Betrachtung, Geistessammlung; man kann sogar hinzufügen, daß sie in dem Grade, wie sie ‚schöpferisch‘ war, eine gewisse verborgene Schönheit besaß. Durch die Arbeitsteilung in der heutigen Fabrik hingegen zerfällt der Mensch in eine Reihe

mechanischer Bewegungen, die seine Seele töten, oder vielmehr ihm nur einen Embryo von Seele lassen, der für die düstersten, ja blutigsten Mythen zugänglich, aber jeder übernatürlichen Einsicht unwiderruflich verschlossen ist.“ (S. 294 f.) Darum gelte es vor allem für die Christen in einer so dunkeln und unruhigen Zeit, sich selbst treu zu bleiben.

Daß es solche Christen gibt, zeigen zwei Beispiele, die der Ingenieur Tatu anführt. Ein Advokat besitzt ein Vermögen von 10 Millionen. Sein christlicher Sinn findet, daß in dem heutigen Elend ein solches Vermögen zu groß ist, und verteilt 8 Millionen an Flüchtlinge und Kriegsoffer; für sich behält er nur sein Haus und das Einkommen von zwei Jahren. Der Verwalter einer Gesellschaft, dessen Vermögen seit langem von Geschlecht zu Geschlecht weitervererbt worden war, kommt bei der Durchsicht der Akten zu der Auffassung, daß das Vermögen nicht einwandfrei erworben ist; er gibt neun Zehntel davon an das Personal zurück. Es ist klar, daß die meisten Fragen gelöst wären, wenn alle Christen so heldenmütig wären; aber ebenso klar ist, daß man damit in seinen Plänen nicht allgemein rechnen darf. Marcel Moré macht auch darauf aufmerksam, daß die Christen, die die Kirche seit einem Jahrhundert auf die Altäre erhoben und uns damit zum Vorbild hingestellt hat, nicht Theologen und Philosophen, große Mystiker, Staatsmänner und Könige oder große Ordensstifter waren, „sondern ein armer Pfarrer, der Blut schwitzen muß, um nicht ein Ungebildeter zu bleiben, und der in einer unbekannten Pfarrei sich mit dem Teufel herumschlägt (ein Pfarrer und nicht einmal ein Bischof), ein junges Mädchen, das verborgen in einem Kloster lebt und stirbt“ (S. 297), womit er den Pfarrer von Ars und die hl. Theresia vom Kinde Jesu meint.

Das Heft schließt mit dem Beitrag von Abbé Depierre, der trotz seiner Länge und etwas doktrinären Art der ergreifendste von allen ist und uns voll Hoffnung in die Zukunft blicken läßt. Der Verfasser ist Mitglied der Mission de Paris, einer Gruppe von Priestern, die sich um Abbé Godin, den Verfasser des aufsehenerregenden Buches „La France pays de Mission?“ (Ist Frankreich Missionsland?) zusammengeschlossen haben, um als Arbeiter in den Fabriken zu arbeiten und unter den Arbeitern zu leben, um sie so zu gewinnen und anderseits aus ihrer Erfahrung heraus neue Methoden seel-

sorglicher Arbeit zu schaffen. Sie gehören nicht zum Klerus der Pfarrei, in der sie leben, sondern hängen unmittelbar vom Bistum ab. Abbé Depierre hat so in einem Haus mit Arbeitern jeglicher Überzeugung zusammengelebt, mit ihnen die Mahlzeiten eingenommen und alle ihre Nöten und Leiden mit ihnen geteilt.

Was er zunächst feststellte, war, daß es diesen Leuten, so sehr es äußerlich den Anschein haben mochte, nicht bloß um Lohn-erhöhung und Genuß gehe, sondern um ihre Teilnahme an einer menschlichen Kultur, und er sieht in ihrem Bildungsbedürfnis wie in ihrem Drang, das Wochenende in der Natur oder mit Sport zu verbringen, ein Bewußtwerden „ihrer Dimensionen als moderne Menschen“; keine Religion werde sie gewinnen, die ihre Welt kleiner und weniger lebendig mache. Ebenso fand er einen außerordentlichen Opfergeist und einen Sinn für Gemeinschaft, wie ihn die andern Klassen so nicht kennen. Man müsse verstehen, daß diese Menschen den Sonntag nötig haben, um im Winter sich einmal auszuschlafen und im Sommer in ihre Schrebergärten zu gehen, und daß sie keine Zeit haben könnten, in die Messe zu gehen. Der Verfasser sieht am Samstagabend die beste Zeit für den Gottesdienst, den er in seinem Haus oder im Hof der Mietskaserne hielt und dem immer mehr Frauen und Männer auch kommunistischer Parteizugehörigkeit beiwohnten, „ihrer Messe“, wie sie sagten. Bald ist der Priester der Freund aller, er gehört zu ihnen; er nimmt teil an ihren Beratungen; denn alles wird gemeinsam beschlossen. „Kein Haus, wo der Priester, Kamerad oder Nachbar, nicht eintreten könnte, um zu essen, eine Zigarette zu rauchen oder wenigstens um einen Gefallen zu bitten.“ Schließlich würden dann diese Leute auch zu „seiner“ Messe, „seinem“ Gebet und „seiner“ Kirche kommen. So entsteht langsam eine neue Gemeinschaft von Christen.

Auffallend ist ihre Sorge und ihr Eifer für das Ganze. Die Sünden, deren sie sich anklagen, haben immer den Charakter einer Verfehlung gegen das Gemeinwohl: „Ein Fehler, der nicht ein Vergehen gegen ihre Brüder oder gegen die Kirche ist, gilt ihnen nicht als Sünde.“ Außerdem offenbart sich ein neuer Sinn für Reinheit, der sich auf einem starken Ehrgefühl aufbaut, und — ein Zeichen, wie sehr Genugtuung eine Sehnsucht des Menschenherzens ist — ein Verlangen, das aus der Mitte der neuen Christen sich erhob und das uns so sehr an die Urkirche

erinnert: das Verlangen nach öffentlicher Kirchenbuße; verschiedene haben nämlich den Priestern gebeten, sie nach einem Fehltritt von den Versammlungen, auch den eucharistischen, auszuschließen, weil sie sich unwürdig fühlen oder mit einem Sittengesetz trotz ihrer Bemühung noch nicht fertig werden. Bei allen, auch solchen, die nicht oder noch nicht zum Glauben zurückgefunden haben, kann der Verfasser eine sittliche Umänderung feststellen. Sie fangen an, ernstere und religiöse Bücher zu lesen; junge Ehepaare, die nur an Vergnügen dachten, wollen nun Kinder haben und sorgen sich um ein Heim für sie. Andere kehren zur bauerlichen Arbeit zurück, weil sich dort ihr neues Ideal reiner verwirklichen läßt, und gründen einen Hof in Gemeinschaftsbesitz.

Und schließlich erscheinen jene jungen Männer, die unter ihren Kameraden zu geistlichen Führern herangewachsen sind und nun unter ihnen die Rolle übernehmen, die zuvor der kommunistische Maire oder der sozialistische Fabrikinspektor gespielt hatten. Immer stärker werden sie von ihrer Vertrauensstellung in Anspruch genommen, und ihre Umgebung wünscht selber, sie für ihre Sendung freizustellen. Da regt sich denn in diesen hochherzigen Seelen ein neuer Wunsch: „Pierre hat mich gefragt, ob der Kardinal ihm die Weihe geben würde für seine Fabrik, deren Priester er tatsächlich schon ist, Riton für sein Viertel, Loulou für die politischen Bewegungen, die er um sich schart, Jean für seine Jugendherberge. Ich habe ihnen versprochen, daß die Kirche sie bald erwählen würde, ohne daß sie aus ihrer Umgebung herauszugehen hätten, zu deren Priester Gott sie erwählt hat... Schon sehen wir die Söhne der modernen Welt sich erheben, Techniker, Arbeiter, Ärzte, Mitglieder sozialer Bewegungen, und im Namen ihrer Gemeinschaft das Priestertum verlangen...“ (S. 344.) Mit diesem vielversprechenden Ausblick auf neue und doch so alte Formen des Apostolates, die sich langsam abzeichnen und in der praktischen Erfahrung bewähren, schließt das interessante Heft. A. Brunner S. J.

UM DIE EIGENART UNSERER HEUTIGEN CHRISTUSFRÖMMIGKEIT

Ein Blick in die Geschichte der nun fast zweitausendjährigen katholischen Frömmigkeit offenbart uns die Tatsache, daß man von einer „Wandlung des Christusbildes im Wandel der Zeit“ nicht nur im Sinne der vielfältigen Versuche der Kunst in den ver-

schiedenen Jahrhunderten, das Bild Christi in immer neuen Gestalten einzufangen, sprechen kann, sondern auch im Sinne einer immer wieder gewandelten Gestalt der Christusfrömmigkeit selbst.

Im Urchristentum trägt das Bild Christi sehr stark eschatologische Züge. Hier steht vor allem der ewige Allherrscher in seiner überirdischen Herrlichkeit und der strafend aufgereckte, majestätisch thronende Weltenrichter im Vordergrund. Im frühen Mittelalter und in der Romantik ist Christus vor allem der erhabene himmlische König, der große Herzog und Weltherrscher. Das Christusbild des Hochmittelalters ist sehr vieltätig. Die besondere Verehrung des Volkes aber gilt vor allem den Geheimnissen, in denen sich die Menschlichkeit Jesu am lebendigsten offenbart: dem Kind in der Krippe und dem leidenden und sterbenden Schmerzensmann. Unter dem Einfluß der Mystik tritt dann Christus als Seelenbräutigam mehr in den Mittelpunkt des Frömmigkeitslebens und beherrscht neben dem Bilde des leidenden Heilandes das Spätmittelalter. Zur Zeit der Renaissance steht Christus vor allem im Blickpunkt als der große und edle Mensch. Seine menschlichen Züge biegt der Pietismus dann stark ins Weiche, ja Süßliche um. Der Barockzeit ist Christus der in unzähligen und großartigen Deckengemälden immer wieder dargestellte strahlende, in der Herrlichkeit des Himmels siegreich thronende Herr. Das 19. Jahrhundert ist in seiner Frömmigkeit stark bestimmt vom anmutigen und zarten, oft aber auch kraftlosen und blutleeren Christusbild der Nazarener, das bis in unsere Zeit herüberwirkt.

Welche Eigenart zeigt nun die Christusfrömmigkeit unserer Zeit? Zu dieser Frage bietet Georg Bichlmair in seinem neuen Buch „Der Mann Jesus“ (Herder, Wien 1945, 270 S.) einen interessanten und beachtenswerten Beitrag. Die Wichtigkeit der Frage erfordert, daß wir auf die Ausführungen des Buches näher eingehen, zumal es vorläufig den meisten wohl unerreichbar bleiben wird. Es wäre aber schade, wenn damit das Anliegen, das dieses Buch unserer Zeit gegenüber vertritt, ungehört bliebe.

In dem am Tage seiner Rückkehr aus fünfeinhalbjähriger Verbannung geschriebenen Vorwort umreißt der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt hat, folgendermaßen: „Während der letzten Jahrzehnte ist eine Reihe hervorragender Christusbücher erschienen. Sie alle verfolgten das Ziel, die einmalige Größe und den inneren Reichtum der gottmenschlichen Persönlichkeit des